Nil admirari.

Betrachtungen und Erläuterungen

zu

Horaz, Epistel I, 6

von

Kurt Fulda.

Allgemeines.

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Schiller.

I.

Nil admirari? Nein, nein, omnia admirari! Mit diesem Ausruf erhebt Vischers „Auch Einer" Bd. II, S. 293 feierlichen Einspruch gegen das bekannte Wort der alten Philosophen, und in der That, es ist nicht weniger berüchtigt als berühmt, denn man hört aus ihm so etwas wie Blasiertheit, apathischen Stumpfsinn und Schwarzseherei heraus, es weht uns so eisig kalt aus ihm entgegen, als wollte es alle wärmeren Empfindungen und Ideale in uns ersticken. Sollen wir denn aufhören, das Schöne in Natur und Kunst bewundernd anzuschauen und staunend zu verehren, was hervorragende Menschen Großes gethan und ersonnen haben? Sollen wir dem vielbewegten und mannigfaltigen Spiele des vollen Menschenlebens (und wo ihr's packt, da ist es interessant) gelangweilt und verdrossen gegenüberstehen, kurz, teilnahmlos an allem, was Menschenbrust durchbebt, unberührt von allem, was Menschenherz erhebt, hinbrüten wie in einem dumpfen Traum? Aber nein, es ist ja rein unmöglich, daß eifrige Forscher und Wahrheitsucher, die ihr Leben lang nicht müde wurden, hinabzusteigen zu den verborgenen Quellen der Erkenntnis, die Losung ausgegeben haben sollten: Gleichgültigkeit gegen alles! Mit einem solchen Grundsatze wird man kein Zeno oder Epikur. Oder wie hätte sich Horaz zu ihm bekennen können, der scharfe Beobachter des Menschenlebens, der Stimmführer in den literarischen Kämpfen seiner Zeit, von dem man doch eher behaupten kann, er habe sich für alles interessiert, als für nichts? Es fragt sich also doch, ob die Aufforderung, nichts anzustaunen, auch richtig verstanden wird und ob das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stille Grauen, das man vor ihr fühlt, berechtigt ist. Welche besondere Art der Weltbetrachtung ist es, die als Anstaunen bezeichnet wird?

In einem Roman wird von einem Amerikaner erzählt, der sich zur Zeit Ludwigs XIV. aus den Urwäldern seiner Heimat, wo er aufgewachsen ist, plötzlich in die Hauptstadt der Welt versetzt sieht. Unter vielem anderen erfahren wir da, daß die viel bewunderten Wasserkünste von Versailles ihn kalt lassen — er hat die Niagarafälle gesehen, aber das Louvre und das Versailler Schloß staunt er wie Wunder an. Und die Pariser? Tag für Tag mögen sie an diesen Prachtbauten vorüberlaufen, ohne sie eines Blickes zu würdigen, sie anzustaunen fällt ihnen gar nicht ein, ja, sie würden sich genieren, könnte man doch meinen, sie sähen dergleichen heute zum ersten Male. Und doch sind sie von der Großartigkeit dieser Bauwerke sicherlich eben so gut überzeugt, wie jener Sohn der Wildnis, der staunend vor ihnen steht, und, wer weiß, nach Tagen und Wochen blickt dieser vielleicht die Pariser Paläste mit einer ganz anderen Empfindung an — er schaudert vor ihnen, sie erwecken in ihm die Sehnsucht nach den Hütten seiner Wälder. Die Fabel lehrt, erstens: das Anstaunen ist unter Umständen eine trügliche Sache, die keine Gewähr in sich trägt, daß sie auch vorhält, und zweitens: nicht von allen Dingen, denen ich einen hohen Wert beilege, kann ich sagen, daß ich sie anstaune. Das Alt-Bekannte, Alt-Gewohnte staune ich nicht an, selbst wenn ich in ihm das Beste und Schönste zu kennen glaube. Nur das Neue und Fremdartige, das für mich Unbestimmte, Ungewisse, Unbegriffene staune ich an, eben deshalb, weil es sozusagen über meine Begriffe geht, weil ich es nicht kenne und verstehe; ich ahne dann in ihm etwas Besonderes, Bedeutendes. Ob indessen diese meine Ahnung auch das Richtige trifft, das kommt mir, während ich anstaune, gar nicht zum Bewußtsein, denn in dem Augenblicke, da ich diese Frage in Erwägung zöge, würde der nüchterne Zweifel beginnen und mit ihm das Anstaunen verschwunden sein. Während dieser Empfindung stehe ich vielmehr ganz unter dem Banne des angestaunten Gegenstandes, in seine Anschauung versunken und mich selbst vergessend, ohne jedoch zu wissen, ob nicht ein Trugbild mich blendet, ein böser Zauber mich lähmend umstrickt. Die Dinge anstaunen, das heißt also, sie so hinnehmen, wie sie sich zeigen, ohne sie darauf hin ins Auge zu fassen, wie sie wirklich sind, d. h. es wird darunter die Betrachtungsweise verstanden, die an der Außenseite der Dinge haften bleibt, statt sie von innen aus zu erfassen und gewissermaßen hinter die Kulissen zu sehen. Wer anstaunt, der hat den Anblick, aber nicht den Einblick, der hat die Schale, aber nicht den Kern, der hat den Schein, aber nicht das Sein. Dazu kommt indessen als ein in dem Ausdrucke liegender Umstand noch der hinzu, daß man den nur von außen betrachteten Gegenstand auch ohne Rückwirkung des eigenen Selbst auf sich einstürmen läßt. Wir können demnach die zweiseitige Bedeutung des Begriffes in folgende Bestimmung zusammenfassen: Anstaunen heißt von einem rein äußerlichen Eindrucke sich hinreißen lassen.

Nichts anstaunen bedeutet folglich, mit der rein äußerlichen Anschauung es keinem Objekte gegenüber bewenden lassen, nicht einfach Halt machen vor den Gegenständen und sich ihrem Eindruck überlassen, mag auch das Bild, das sich zeigt, uns noch so schön erscheinen. Dieser nur negative Gedanke schließt natürlich die entgegengesetzte positive Forderung in sich, seine Blicke zu schärfen und in das verborgene Wesen der Dinge einzudringen. Also nicht stumpfsinnige Gleichgültigkeit wird hier verlangt, im Gegenteil, aus einer schlaffen Passivität den Außendingen gegenüber werden wir aufgerüttelt zu energischer Aktivität, aus bequemer Gedankenlosigkeit emporgehoben zu denkender

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Betrachtung, kurz, an die Stelle des bloßen Anschauens wird die kritische Beobachtung gesetzt, an die Stelle des bloßen Wähnens das auf Einsicht beruhende Urteil. Das ist nun freilich auch nicht nach jedermanns Geschmack; man fürchtet die zerstörende Wirkung der Kritik und —

Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Allerdings, es läßt sich gar nicht leugnen: in dieser ihr Aeußeres durchdringenden Beleuchtung sehen die Dinge ganz anders aus wie bisher. Was vorher in bunten Farben schillerte, erscheint jetzt vielleicht in einem düsteren Grau, was am meisten in die Augen stach, was sich hervor- und herandrängte, verliert sich jetzt vielleicht in nebelhaftes Dunkel, aber was schadet das? Was vorher kaum bemerkt wurde, das Unauffällige, Unscheinbare, Verhüllte, tritt nun vielleicht in das helle Licht des Vordergrundes, und so bedeutet der veränderte Standpunkt keinen Raub, sondern nur einen Tausch, einen Wechsel dessen, was den Beschauer anzieht. Was ist es denn gerade, was die Augen des urteilslosen Betrachters auf sich zieht? Das Theatralische, Prunkende, das Geräuschvolle, Laute, während das Einfache, Schlichte, Stille, Verborgene nur der vertieften Beobachtung zugänglich und verständlich ist. Der Ausspruch „Nichts anstaunen" fordert also zweitens auch nicht dazu auf, die Dinge wie durch eine schwarze Brille anzusehen, sondern nur dazu, von ihrer glänzenden Oberfläche sich eben so wenig überwältigen und täuschen zu lassen als achtlos an ihnen vorüberzugehen, wenn sie in unscheinbarer Hülle erscheinen, sondern zu forschen, zu untersuchen und auf den Grund zu gehen und so das reine Gold vom erborgten Schimmer, die Spreu von dem Weizen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Ich wüßte nicht, was gegen einen solchen Grundsatz einzuwenden wäre. Und ist er nun schließlich als ein Feind der Ideale anzusehen? Es heißt freilich mit einem alles umfassenden Worte: nichts anstaunen; staunen wir nichts an, was bleibt denn da noch übrig, als die unendliche Oede, in die wir hineinstarren? Ja, es heißt aber auch: nichts anstaunen; im Verbum liegt die Ausnahme, die Beschränkung, denn dieses hat, wie wir sahen, nur Geltung und Beziehung auf Unerkanntes, Unergründetes. Bedeutet nichts anstaunen, kein Unerkanntes, das unsere Augen fesselt, ohne weiteres gelten lassen, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß wir etwa das Erkannte nicht gelten lassen, würdigen und schätzen dürften. Staune nichts an ist nur der umgekehrte Ausdruck für den Gedanken: prüfe alles, und wie heißt es doch? Prüfet alles und das Gute behaltet, womit gesagt wird, daß Prüfen durchaus nicht zu Verlust und Einbuße zu führen braucht. Nicht jede Prüfung gelangt eben zur Verneinung. Es ist ja möglich, daß sich der angestaunte Gegenstand bei näherer Besichtigung als ein eitles Phantom herausstellt, eben so möglich aber ist es, daß ich das, was ich als gut und wahr nur anstaunte, nun auch als gut und wahr erkenne. Sollte ihm das nicht sogar einen höheren Wert verleihen? Ist das nicht der Weg, um aus Illusionen geradezu Ideale zu erschaffen? Mögen Kritik und Urteil immerhin den Gegenständen das deckende Gewand abstreifen, es ist nicht notwendig, daß die enthüllte Gestalt immer nur häßliche Formen zeigt; wer weiß, was auf diesem Wege nicht alles erst entdeckt, gefunden, gewonnen wird! Um die Perle zu finden, muß die Muschel erbrochen werden, und nur aus den verschlossenen Tiefen des Meeres holt sie der Taucher an das Licht des Tages herauf; wie viel Herrliches bliebe auf ewig verloren, wenn wir immer nur anstaunten, statt zu forschen und zu suchen! Die kritische Betrachtungsweise kann also Werte zerstören und solche schaffen, sie kann einreißen, aber auch aufbauen. Dieser verschiedene Ausfall hängt allein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von dem verschiedenen Maßstab ab, den man der Prüfung zu Grunde legt. An den einzelnen Personen selbst liegt es, zu welchem Ziele sie kommen, nicht an dem allgemeinen Grundsatz, und somit dürfte auch die Befürchtung abgewiesen sein, daß in ihm eine Verleugnung der Ideale enthalten sei. Eines aber ist zuzugeben, ja zu betonen, daß er nämlich als Lebensrichtung und Weltbetrachtung mit jeder Art von Überschwenglichkeit und verschwommener Gefühlsseligkeit unverträglich ist, denn er setzt Klarheit, Besonnenheit, Maß voraus. Wer seiner Richtschnur zu folgen gewohnt ist, dem müssen alle Erscheinungen einer ausschweifenden Phantasie in tiefster Seele zuwider sein, mögen sie Verzückung, Ekstase oder sonst wie genannt werden. Sein Idealismus kann nur die ruhige Flamme sein, die seine Seele erwärmt, aber nicht verzehrt, seinen Geist emporträgt, aber nicht mit sich fortreißt. Ist Zügellosigkeit der Empfindung ein Zeichen idealer Gesinnung, dann ist der Ausspruch nil admirari allerdings durch und durch anti-ideal. Man hat indessen die Erfahrung gemacht, daß wahres und tiefes Gefühl weder in hochtrabenden Worten und wilden Geberden, noch in weinerlicher Sentimentalität sich kund zu geben pflegt, während diese Erscheinungen gar zu leicht den Verdacht des künstlich Gemachten erregen, das in der Absicht und Berechnung seine trübe Quelle hat. Idealismus ist keine Schwärmerei, und es wird niemals schaden, phantastischen Menschen gegenüber sich des Goetheschen Wortes zu erinnern:

Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn,
Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

II.

Nil admirari, stelle dich nicht unter den Bann äußerer Eindrücke, mit anderen Worten: ergründe die Gegenstände, die deine Blicke gefangen nehmen! So wirst du zu ihrer Erkenntnis vordringen, die dir ihren Wert oder Unwert offenbaren wird. Nach dieser im vorigen Abschnitt gefundenen Erklärung des Ausspruches erweist er sich zunächst als die Grundlage aller Wissenschaft, denn Wissenschaft ist Prüfung und ihr Ziel die Erkenntnis. Aber die Kunst? Hier ist, so hört man, das Höchste und Beste, was mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen zwingt, also ein diese Wirkung hemmendes Bedenken gar nicht aufkommen läßt. In diesem Falle wäre also gerade widerstandslos hingerissen zu werden (d. h. aber anstaunen) schon der ausreichende Beweis für die Güte des Gegenstandes und jede Prüfung überflüssig, ja sogar unmöglich. Nun gut; da sehen wir vor der Bühne das staunende Publikum in heller Begeisterung schwimmen und das Händeklatschen will kein Ende nehmen. Also war es ein wirkliches Kunstwerk, was da vorgestellt wurde? Man wird sich doch hüten, diesen Schluß zu ziehen. Soll die unmittelbare Wirkung als ein Zeichen echter Kunst gelten, so wird dabei doch immer ein schon geläuterter Geschmack und reifes Verständnis des Zuhörers, Beschauers oder Lesers vorausgesetzt, Verständnis aber wird nur gewonnen durch Einsicht in das Wesen der Sache, und zu dieser Einsicht gelangt nur der, der nicht einfach hinnimmt, was und wie es sich bietet, d. h. nicht anstaunt. Auch auf dem Gebiete der Kunst bietet demnach die bloße Wirkung des Gegenstandes keine Gewähr dafür, daß es nicht etwas Wertloses ist, was so mächtig ergreift, sondern allein die Wirkung auf die Eingeweihten, das sind die, welche lange geprüft und erwogen haben und nunmehr erst den sicheren Prüfstein des Echten und Unechten in sich tragen, das Kunstgefühl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hat sich aber erst dieses Gefühl unter Sichten und Sondern, Unterscheiden und Ausscheiden einmal herausgebildet, dann kann man sich seiner Führung getrost überlassen; von selbst und ohne lange Wahl führt es an dem vorüber, was für den Augenblick geboren ist, um das Bleibende und Vollendete zu zeigen, das der Genius schafft. Man denke daher doch nicht, diese Prüfenden und Wägenden seien nichts weiter wie ewig nörgelnde Kritiker, ach nein, jenem reinen und zuverlässigen Gefühle folgend, (zuverlässig, denn es ist aus Erkenntnis hervorgegangen) wissen auch sie in liebevoller Hingabe und ungemischter Freude zu genießen, nur die Objekte ihres Kunstgenusses werden andere sein als die eines Beifall klatschenden Theaterpublikums. Allen steht der Weg offen, um in den Dichterwald einzutreten, wo es von allen Zweigen schallt; um jedoch aus diesem betäubenden Geschmetter und Gezwitscher die leiseren melodischen Töne herauszuhören, dazu muß man noch etwas anderes mitbringen wie seine beiden Ohren. Nil admirari, das gilt auch gegenüber der Kunst.

Vor allen Dingen wollte die alte Philosophie den Ausspruch aber angewendet wissen auf das Leben selbst mit seinen Gütern und Übeln, die uns so leicht umstricken, so leicht erschrecken. Die Art und Weise, wie die irdischen Güter unsere Blicke auf sich ziehen, unterscheidet sich nämlich in einem wesentlichen Punkte von dem Eindrucke aller übrigen Dinge außer uns. Ein Haufen Gold, ein Edelstein, ein Ordensstern erregen meistens nicht allein das Wohlgefallen unserer Augen, sondern hiermit zugleich das Verlangen nach ihrem Besitz, d. h. wir legen diesen Dingen nicht nur, wie z. B. den Gegenständen der schönen Natur und der Kunst, einen ihnen anhaftenden Wert bei, sondern auch einen Wert für uns und zwar den, daß wir in ihnen das enthalten meinen, was alle Menschen suchen — das Glück. Reichtum und Ansehen sind das Glück unseres Daseins, wäre das nicht die Meinung, so würde kein Mensch die Hand nach ihnen ausstrecken. Ist sie wahr, diese Annahme? Was ist denn Glück? Glücklich ist, wer in dem, was er ist und was er hat, seine Befriedigung findet, also nichts Besseres wünscht; doch damit nicht genug, er darf auch nichts Schlimmeres fürchten, denn auch der Zufriedenste kann, von Furcht gequält, nicht glücklich sein. Worauf kommt es demnach an? Auf die ungetrübte und ungestörte Ruhe des Gemütes. Glück ist Gemütsruhe, das ist eines der sichersten, unleugbarsten Axiome. Folglich ist die Gemütsruhe der Prüfstein, an dem Glück und Unglück zu messen sind: wer sie besitzt, ist glücklich, wer sie nicht besitzt, unglücklich. Gemütsruhe ist etwas in uns selbst, nicht außer uns; die irdischen Güter dagegen sind außer uns, in ihnen kann also das Glück nicht enthalten sein. Der Glückswert, der ihnen zugeschrieben wird, besteht daher nur in der Vorstellung von ihnen, nicht in ihnen selbst, er ist ein eingebildeter Wert. Ohne diese Vorstellung ist der Kieselstein gerade so viel wert, wie der Edelstein, der Galarock gerade so viel, wie der Arbeitskittel. Es stehen sich also zwei Auffassungen gegenüber, die erste lautet: die irdischen Güter sind das Glück, die zweite: sie sind es nicht. Zu dieser zweiten sind wir soeben auf dem Wege einer kritischen Untersuchung gelangt, sie bildet das aus der Erkenntnis jener Güter hervorgehende Urteil. Folglich kann die entgegengesetzte Auffassung nur einer unkritischen, rein äußerlichen Betrachtung entstammen, das ist aber die, die wir als die anstaunende kennen gelernt haben. Somit gelangen wir zu dem Satze: die irdischen Güter anstaunen bedeutet, das Glück in sie verlegen, das ihnen doch nicht innewohnt, ihnen einen Wert unterschieben, den sie in Wahrheit gar nicht besitzen. Das Anstaunen besteht also im vorliegenden Falle in einer falschen Beurteilung, einem Irrtum, der sich einstellt als die Folge einer nur von Außen vorgenommenen Betrachtung. Das wäre ziemlich harmlos und unschuldig, denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

irren ist menschlich. Ja, wenn es hiermit abgethan wäre! Anstaunen bedeutet indessen, wie wir sahen, noch etwas mehr, als nur von außen betrachten, nämlich dieses, daß wir von diesem äußerlichen Eindruck auch in Fesseln geschlagen und überwältigt werden. Das muß aber hier von ganz besonderer Wirkung sein, da die irdischen Güter, wie ebenfalls vorher bemerkt worden ist, neben der Augenlust zugleich die Lüsternheit erregen. Werden wir also von dieser Augenlust geblendet und hingerissen, so muß auch diese Lüsternheit bis zum äußersten Maße gesteigert sein. Da stehen also die irdischen Güter nicht mehr wie die Erscheinung der gabenstreuenden Göttin des Glückes vor uns, deren Spenden wir dankbar entgegennehmen, nein mit der Gewalt dämonischer Mächte, betäubend, erdrückend stürmt ihr Bild auf unsere Sinne ein. Da giebt es denn kein Halten mehr. Die entflammte Begierde wird uns verzehren und brennen, bis wir jenes Zauberbild als unser Besitztum in Händen halten zur maßlosen Freude unserer Seele. Doch wehe, wenn es uns wieder entgleiten sollte, das wäre unerträglicher Schmerz, also mit zitternder Angst müssen wir es festhalten, hüten und bewachen. Man fühlt gewiß, wovon hier die Rede ist: von der Habgier, der Ehrgier, dem Geiz. Das Anstaunen läuft somit darauf hinaus, in der verkehrten Vorstellung der irdischen Güter als unserer Glücksgüter sich verlieren und untergehen, von ihr, und nur von ihr beherrscht werden. Die irrtümliche Meinung von ihnen zeigt sich ausgeartet zur Verblendung, das Verlangen zum leidenschaftlichen Ringen, zur Sucht. Die irdischen Güter anstaunen, das ist nicht nur eine falsche Ansicht vom Glücke der Menschen, es ist die wilde Jagd nach dem Glück, wie sie in bekannten Darstellungen von Malern und Dichtern uns vor Augen steht.

Die irdischen Güter, an und für sich und ohne ihre Beziehung zu den Menschen betrachtet lauter völlig gleichgültige Dinge, üben also dennoch infolge der falschen Wertschätzung, die an ihnen geübt wird, einen ungeheuren Einfluß auf uns aus; abgetrennt von uns bestehen sie eben nicht, täglich, stündlich begegnen sie unseren Blicken und haben die Macht, in unserer Brust die wildesten Stürme zu entfesseln. Neid und Mißgunst, Haß und Zwietracht säen sie aus, und ohne sie wäre die Erde noch heute ein Paradies des Friedens und der Unschuld. Sie zerstören die Ruhe unserer Seele, untergraben hierdurch unser Glück und erweisen sich so als die ärgsten und grimmigsten Feinde der Menschheit. Liegt es da nicht nahe, daß wir uns aufraffen, um ihre unheimliche Wirkung zu brechen? Warum zertrümmern wir nicht die Idole des Reichtums und der eitlen Ehre statt sie anzubeten, womit wir doch die Leidenschaften ersticken würden, die sie entzünden? Warum sind wir die Sklaven und nicht die Herren? Ist es doch nur eine falsche Vorstellung von ihnen, ein Wahn, der uns zu Knechten macht! Verscheuchen wir ihn, streifen wir den Dingen die gleißnerischen Werte wieder ab, die unsere eigene Blindheit ihnen angehängt hat, dann ist es aus mit ihrer Tyrannenmacht, dann sind wir die Meister, nicht sie, denn dann giebt es nichts mehr um und außer uns, was uns bestechen und verführen, schrecken und niederziehen könnte, dann ist auf einmal das ganze Verhältnis umgekehrt: hier das eigene Selbst, unumschränkt gebietend, dort die umgebende Welt, ein ohnmächtiges Nichts. Damit haben wir ein Besitztum gewonnen, das alle anderen aufwiegt: die Freiheit. Frei sind wir von allem, was von außen winkt oder droht, frei zugleich von den lauernden Trieben in uns, die nun nichts mehr aufzuwühlen im Stande ist, und wenn wir vorher uns verloren in dem Getriebe der Außenwelt, so haben wir jetzt uns wiedergefunden, um fortan aus uns selbst heraus über unser Thun und Lassen zu entscheiden. In dieser Selbstbesinnung und Selbstbestimmung, in dieser Genügsamkeit mit der eigenen, von den Schlacken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der tierischen Natur gereinigten Persönlichkeit ruht doch ein ganz anderer Wert als in den zerbrechlichen Gütern der Erde. Vertausche das Purpurgewand mit dem Bettlermantel, den Prunksaal mit den kahlen Kerkerwänden, so hast du das Kleid und den Ort gewechselt, aber dein Wesen ist dir geblieben als dein unverrückbares, unzerstörbares Eigentum. Virtus nannten die Stoiker diese durch nichts zu erschütternde Unabhängigkeit des Geistes, Manneswert, mit einer geläufigen, aber schlechten Übersetzung „Tugend" genannt. Wer diese mannhafte, stolze virtus besitzt, diese unbiegsame und unbeugsame, freie und starke Persönlichkeit, dieses leidenschaftslose, immer sich gleichbleibende, ruhige Ich, der steht aufrecht wie der Fels im Meere, fest und unbeweglich zwischen den brandenden Wogen des Lebens, ja:

Stürzt auch der Himmel über ihm zusammen,
Furchtlos versinkt er in der Welten Trümmer.

So sehen wir hier als das genaue Gegenstück zu der unbedingten Unterwürfigkeit unter die Güter und Leiden des Lebens, dem Inhalte des Begriffes admirari, ein Urbild der vollendeten Unabhängigkeit entstehen, ein Ideal männlicher Freiheit und Charakterstärke, wie es sich freilich in einem Menschen niemals verkörpert hat. Die Unerreichbarkeit ist eben das Wesen der Ideale; sie sind die Ideen des Vollkommenen, das in der Wirklichkeit nicht angetroffen wird. Nutzlose Phantasmen sind sie deshalb aber nicht. Über den Tiefen unseres Lebens ragen sie empor wie die leuchtenden Sterne in der Höhe, zu denen keine Brücke führt, aber doch sichtbar dem, der seine Blicke aufwärts richtet, so daß die Schönheit ihres Lichtes sein Herz mit Freude und Sehnsucht nach ihnen erfüllt und seine Gedanken nach oben leitet, wenn auch der Körper auf der Erde weilt. Auf den dunklen und verworrenen Pfaden unseres Daseins sind sie die Wegweiser nach einem zwar verschlossenen Ziele, aber die Richtung zeigen sie an, und die Bahn ist offen: die einen bleiben zurück, die anderen schreiten frohen Mutes eine gute Strecke vorwärts. Giebt es also auch keine virtus im stoischen Sinne, so doch ein Streben nach ihr, und hat dieses Streben auch keine Heroen geschaffen, so hat es doch Männer hervorgebracht, die in Zeiten schmählichster Erniedrigung den Beweis geliefert haben, daß wenigstens ein Abbild ihres Freiheitsideales schon auf Erden möglich ist, Männer von einer bewunderungswürdigen Festigkeit und Willensstärke. Nach außen hin hängt allerdings das Maß der freien Bewegung nicht von unserem Willen ab, hier entscheiden nur die zufälligen, meist unabänderlichen Umstände darüber, ob uns die Schranken enger oder weiter gezogen sind, und ins Freie hinaus lassen sie keinen: eingeschlossen sind wir alle ohne Ausnahme. Das ist aber gerade das Bedeutende und Bleibende der stoischen Lehre, daß sie die persönliche Freiheit ganz wo anders findet als in der ungehinderten Beweglichkeit, also in Macht und Einfluß, Ungebundenheit und Willkür; nicht darum ist es ihr zu thun, wie weit du, ohne anzustoßen, deinen Weg ausdehnen kannst, sondern darum allein, daß du aufgerichtet und festen Schrittes dich bewegst, sei es nun im engsten Kreise oder im breitesten Raume. Ob Reich oder Arm, Hoch oder Niedrig: auf die Gesinnung kommt es an, auf den freien, sittlichen Charakter, der in jeder äußeren Lage sich entfalten kann.

Solche Beschränkung auf das Erreichbare ist es nun auch, was der Ausspruch nil admirari, auf das Leben angewendet, von uns fordert. Hat sich nämlich in dieser Beziehung das Anstaunen als die Hetzjagd nach Geld, Ansehen und Genuß ergeben, so bedeutet, die irdischen Güter nicht anstaunen weiter nichts als von dieser Jagd sich fern halten, also den übermäßigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einfluß der irdischen Güter brechen. Nicht Weltflucht, Entsagung und Entbehrung wird verlangt, wohl aber Mäßigung. Zu erwerben, emporzusteigen, zu genießen will der Spruch nicht hindern, aber der Habsucht, Ehrsucht, Genußsucht tritt er entgegen und verheißt aus der Bezwingung dieser trüben Leidenschaften innere Freiheit, Ruhe des Gemütes und mit dieser Glückseligkeit. Er lehrt, daß die Überschätzung der äußeren Güter allein ihrer verkehrten Beurteilung, also dem eigenen Mangel an richtiger Auffassung entspringt. Indem er so in der Jagd nach Besitz und der Sucht nach Ehre weniger einen moralischen Fehler als eine geistige Beschränktheit erblickt, die Wahres und Falsches nicht zu erkennen vermag, ruft er schließlich auch diese Worte dir zu: Untersuche die vermeintlichen Güter dieser Welt! Dann wirst du begreifen, daß sie deiner rastlosen Mühe nicht wert sind. Strebe nach Einsicht, lege die Thorheit ab, nur deine thörichte Verblendung treibt dich dazu an, den Frieden deiner Seele, die stille Heiterkeit deines Gemütes wertlosen Besitztümern aufzuopfern. Merkst du denn nicht, du Narr, daß du der Betrogene bist, daß du die reichsten Schätze deines Inneren um den Gewinn eitler und nichtiger Güter dahingiebst? Sapere aude, wage es, weise zu sein! Darum, so schaue nicht um dich, sondern in dich, halte Einkehr in dich selbst, bestimme den Wert dieses kurzen Erdenlebens nicht nach dem, was du besitzest und als was du erscheinst, sondern nach dem, wer du bist! Magst du dann unbekannt durch dieses Leben wandeln, oder mögen tausend Finger auf dich zeigen, wo du dich sehen lässest — was fragst du darnach? Nur aus dir selber schöpfst du Freude und Leid, nur in den Tiefen deines Wesens weißt du dein Glück vergraben, und, ob Knecht, ob Überwinder, wirst auch du zu dem Geständnis jederzeit bereit sein:

Höchstes Glück der Menschenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Besonderes

I.

In der Voraussetzung, daß der Gegenstand für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, habe ich die vorangehende Abhandlung im Tone eines Vortrages gehalten, der unter absichtlicher Vermeidung alles gelehrten oder gelehrt aussehenden Beiwerkes in leicht verständlicher und sozusagen moderner Fassung, aber aus dem Geist und Sinne der alten Philosophie heraus Aufklärung darüber geben sollte, was die Alten unter nil admirari verstanden haben und wie es denn möglich sei, daß ein so kalt und nüchtern klingendes Wort sogar als die Quelle des menschlichen Glückes hingestellt werden konnte. Insofern sich aber unsere Betrachtung zu einer Rechtfertigung des behandelten Ausspruches gestaltete, sollte zugleich dem Horaz als Menschen, Dichter und Kunstrichter ein Dienst erwiesen werden, denn das Urteil über ihn hängt in allen diesen Beziehungen von dem Urteil ab, das wir über den Wert oder Unwert der Lehre von dem nil admirari fällen. Denn „nichts anstaunen" bildet die Grundlage, auf der sich seine Anschauungen von Kunst und Leben aufbauen, und von der sein eigenes Schaffen nach Form und Inhalt bedingt ist. Es wäre eine verlockende Aufgabe, nachzuweisen, inwiefern das hieraus sich ergebende Bild einen Dichter darstellt, der, frei von allem Sturm und Drange, maßvoll und voll ruhigen Empfindens, trotz aller Reflexion und ironischen Kritik, trotz oder vielmehr gerade wegen des Mangels

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an aller pathetischen und gespreizten Rhetorik wenigstens in den Satiren und Episteln als eine durch und durch subjektive Natur von ungekünstelter Natürlichkeit und Einfachheit, kurz als ein wahrer Dichter uns entgegentritt.*) Da indessen dieser Nachweis zu eingehender Erörterung einer langen Reihe von Stellen aus den Werken des Dichters führen würde, so müssen wir uns vorläufig mit jener Betrachtung als einer Art Vorrede für eine Schilderung seines Wesens begnügen. Hier soll nur die Stelle noch besprochen werden, in der Horaz selbst den Ausspruch nil admirari behandelt hat, wenn auch nur in seiner Beziehung auf die irdischen Güter. Als eine rein philologische Auseinandersetzung ist natürlich dieser Teil unserer Abhandlung nur für Fachmänner und Kenner des Horaz berechnet. Es handelt sich darum, unter Heranziehung der im ersten Teile gefundenen Begriffsbestimmungen und Erläuterungen für Epistel I, 6, Vers 1—16, eine von den bisherigen, so weit ich sehe, fast durchgängig abweichende Erklärung aufzustellen und den Zusammenhang der Stelle aufzufinden, wozu die einzelnen Bemerkungen der Ausleger eine meiner Ansicht nach unzureichende oder auch unhaltbare Anleitung bieten.

In kurz hingeworfenen, jeder Verbindungspartikel entbehrenden Sätzen reiht Horaz folgende 8 Gedanken aneinander.

1) Nil admirari führt allein zu dauerndem Glück.
2) Manche betrachten die Himmelserscheinungen ohne Schauder.
3) Wie sind die irdischen Güter zu betrachten?
4) Wer ihr Gegenteil fürchtet, staunt eben so an, wie der Begehrende.
5) pavor ist auf beiden Seiten vorhanden.
6) Improvisa species bringt beide außer Fassung.
7) Ob er sich freut oder Schmerz empfindet, begehrt oder fürchtet, was thut das zur Sache, wenn das, was er auch immer sieht, eine Art von Lähmung hervorruft?
8) Der Weise soll ein Thor heißen, wenn er über das Maß hinaus nach virtus strebt.

Daß für das Verständnis dieser einzelnen Gedanken und für ihre Verknüpfung zu einem Ganzen Vertrautheit mit der Philosophie vorausgesetzt wird, erkennt man auf den ersten Blick. In einer auch dem Laien begreiflichen, erweiterten und ineinandergreifenden Darstellung, in der statt der technischen Begriffe wie nil admirari, pavor, species improvisa, virtus u. A. gleich eine ausgeführte Erläuterung gegeben und die fehlenden Beziehungen der Gedanken hinzugefügt werden, würde die Stelle etwa folgende Fassung gewinnen.

A. Das Problem.

1) Ausgangspunkt. Von keinem Gegenstande, ohne ihn zu prüfen und zu untersuchen, sich hinreißen lassen, ist auf die Dauer der einzige Weg, um zur Ruhe des Gemütes zu gelangen, d. h. zum Glück. So lautet ein Spruch der Philosophie.

---

*) Das Ergebnis würde also das entgegengesetzte von dem sein, zu welchem Teuffel in seiner „Charakteristik des Horaz" (1842) gelangt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2) Überleitung. Daß der Spruch richtig ist, beweist folgendes Beispiel. Die Gestirne des Himmels rufen bekanntlich in der abergläubischen Masse Schauder hervor, also eine die Gemütsruhe d. h. das Glück hemmende Empfindung. Es giebt aber auch Leute, die die Himmelserscheinungen ohne dieses Gefühl betrachten, nämlich die, welche diese Schauder erregenden Gegenstände geprüft und untersucht haben, wobei man dahinter kommt, daß sie an natürliche und feste Gesetze gebunden sind (decedentia certis momentis)*[1]), auf die Geschicke der Menschen also gar keinen Einfluß haben. Hier haben wir also einen Fall, wo die kritische Prüfung wirklich von glückstörender Furcht befreit.

3) Problem als Thema. Ganz richtig, aber was hat das auf sich? Du redest da von den Himmelserscheinungen, die uns Erdenmenschen doch so ferne sind. Was meinst du dagegen*[2]) von den Dingen, die uns überall mit ihrem verlockenden Scheine umgeben, nämlich von den Spenden der Erde und des Meeres mit seinen fabelhaften, kostbaren Schätzen, von den Circusspielen mit ihrem Hochgenuß, von der Macht und Ehre im Staatsleben? Soll man auch diese erst lange prüfen und untersuchen, auch von ihnen sich nicht hinreißen lassen? Sind sie nicht das Glück?

B. Lösung des Problems.

4) Definition.*[3]) Nun gut; was heißt es denn also, von den irdischen Gütern sich hinreißen lassen? Entweder voll Gier nach ihnen trachten oder vor ihrem Gegenteile, Verarmung, Entbehrung, Erniedrigung, sich abängstigen.

---

*[1]) Übersetzung: Mond und Sterne und die Zeitabschnitte betrachten Manche ohne Schauder, da sie ja nach bestimmten Bewegungsgesetzen verlaufen, wobei das Participium seine causale Bedeutung auch auf solem et stellas zurückwirken läßt, welche Wörter mit tempora zusammen alles das bezeichnen sollen, was am Himmel vorgeht.

*[2]) Daß die Beziehung zwischen sunt qui etc. und den Fragen quid censes etc. keinen Schluß a maiore ad minus bedeutet, beweist schon allein der dieser Annahme widersprechende Zusatz decedentia certis momentis. Indem die Himmelserscheinungen als an bestimmte Gesetze geknüpft bezeichnet werden, soll die Befreiung von Schauder vor ihnen als etwas ganz Natürliches und Einfaches hingestellt werden. Wir haben es bei den ex sententia populi gesprochenen Fragen vielmehr mit einem maius zu thun, zu dem sunt qui etc. das minus bildet, und zwar sind es lauter wirkliche Fragen. Die Übersetzung „um wie viel mehr sollten wir" u. s. w., nach der die Fragen zu einer moralischen Lehre gemacht werden, ist in jeder Beziehung unrichtig.

*[3]) Qui timet his adversa, fere miratur eodem quo cupiens pacto. Bei unbefangenem Lesen macht sich zwischen dieser und der vorangehenden Stelle eine Art Kluft fühlbar, und alle Versuche, eine Verbindung herzustellen, sind als mißlungen zu bezeichnen. Kein Wunder; qui timet schließt sich eben gar nicht an die vorangehenden Fragen an, sondern bildet den Anfang und Ausgangspunkt für die jetzt beginnende Erörterung dieser Fragen. Umständlicher hätte H. sagen können: miratur haec is, qui ea cupit, eodem autem pacto is, qui eis adversa timet: ein Anstaunender ist in Beziehung auf die irdischen Güter derjenige, der sie begehrt, ebenso aber auch derjenige, der ihr Gegenteil fürchtet. Daß aber Anstaunen in dem vorliegenden Falle Begierde bedeutet, ist etwas so Selbstverständliches, daß H. sich kurz und bündig so ausdrückt: wer das Gegenteil dieser Dinge fürchtet, staunt sie gerade so an wie der sie Begehrende. Die Worte sollen also angeben, quid sit admiratio rerum externarum; die Übersetzung „wir dürfen nicht fürchten" — also schon wieder eine moralische Lehre! — ist eben so falsch, wie das vorher angemerkte „um wie viel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5) Beides läuft auf dasselbe hinaus; auch die Gier ist Angst. Beide Empfindungen bedeuten nämlich ein und dieselbe, angstvoll gespannte und bis zum Übermaß gesteigerte Erwartung eines zweifelhaften Ausganges (pavor), eine Art Beklemmung, die wie ein bleierner Druck auf der Seele lastet (molestus). Und also? Ist das vielleicht Glück? Ein so gestimmter Mensch (der Habsüchtige und Ehrsüchtige) soll glücklich sein?

6) Es ist nun freilich nicht ausgeschlossen, daß dieses Dasein voll angstvoll lauernder Spannung hin und wieder durch eine Erfüllung in gutem oder bösem Sinne unterbrochen wird (species). Das sind dann kritische Augenblicke: durch den wirklichen Eintritt eines Gutes oder Übels kann die Begierde erfüllt oder enttäuscht, die Furcht in derselben Weise beseitigt oder bestätigt werden. Ein solches Ereignis schlägt dann ein, wie ein zündender Blitz, denn ein von Gier oder Angst erregter Mensch, der es nie gelernt hat, durch innerliche Vorbereitung den guten oder bösen Möglichkeiten der ungewissen Zukunft mit gefaßter Ruhe entgegenzusehen, gerät natürlich in solchen Momenten völlig außer sich (species improvisa*[1]) est).

7) Dieses Außersichsein ist dann je nach dem Ausfall des Ereignisses ein Außersichsein vor Freude oder vor Schmerz. Freude? Allerdings, aber eben unbändige, maßlose Freude.*[2]) Ob aber Furcht oder Begierde, Schmerz oder Freude, das ist alles ganz gleichgültig, wenn dabei das ruhige Gleichmaß der Seele erschüttert wird. Wie kann ich denn selbst eine Freude ein Glück nennen, bei der man stieren Blickes an Leib und Seele wie gelähmt erscheint?*[3]) Nein, Übermaß der Empfindung ist niemals Glück.

8) So hat sich also herausgestellt: Wer die irdischen Güter anstaunt, der leidet in allen Lagen an maßloser Erregung der Seele. Eine Narrheit ist es, aber kein Glück, seine Gemütsruhe auf diese Art preiszugeben. Deshalb strebt der Weise nach Unabhängigkeit von den irdischen Gütern, nach Selbstgenügsamkeit (virtus). Der Thor unterwirft sich sklavisch dem Einflusse der irdischen Güter, der Weise sucht sich von ihm frei zu machen, ihre Wege führen also nach der entgegengesetzten Richtung. Geht nun aber auch der Weise auf dieser seiner Bahn zu weit (si petit virtutem ultra quam satis est), wird er aus dem ruhig Prüfenden zum Schwärmer, so verfällt er ja in denselben Fehler, wie der Thor, in Maßlosigkeit, und hört damit auf, ein Weiser zu sein. Also: Halte Maß, das ist es, worauf es überall ankommt, μηδὲν ἄγαν!*[4])

---

mehr sollten wir". Was den Inhalt der im stoischen Sinne zu begreifenden Definition anbetrifft, so ist zu beachten, daß timor und cupiditas als leidenschaftliche Erregungen anzusehen sind (Angst, Gier). Auf das richtige Maß zurückgeführt wird aus timor cautio, aus cupiditas voluntas, cf. Cic. Tusc. IV, 6. Warum aber admirari res externas solche maßlose Leidenschaft bedeutet, ist im ersten Teile unserer Abhandlung aus dem Begriffe von admirari abgeleitet worden.

*[1]) cf. Excurs im nächsten Abschnitt.

*[2]) Cicero nennt sie laetitia gestiens vel nimia (Tusc. IV, 6). Eine solche exaltierte Freude wurde gerade so gut als eine das Glück störende Empfindung betrachtet wie der Schmerz. Glück ist eben nur Gemütsruhe, die man sich mit einer stillen Heiterkeit verbunden dachte, wie sie dem Sokrates nachgerühmt wurde (Cic. Tusc. III, 15). Übertrieben wird dagegen auch die Freude zum Leid, zur perturbatio animi.

*[3]) Absichtlich gebraucht H. diese Hyperbel, um begreiflich zu machen, daß eben Maßlosigkeit, selbst in der Freude, kein Glück bedeutet.

*[4]) Das ist auch die Lehre, die von V. 51 an den zweiten Teil der Epistel durchweht, der uns in ergötzlicher Art die Thorheit des Geldsklaven, des Sklaven seines Ehrgeizes und seiner Sinnenlust schildert und so — echt dichterisch — dem Grundgedanken des ersten Teiles durch diese aus dem Leben gegriffene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Excurs: Was bedeutet improvisa species?

Die Auslegungen des schwierigen Verses Improvisa simul species exterret utrumque selbst die so ausgezeichneter Erklärer wie Krüger und Kießling haben mir niemals ein befriedigendes Verständnis seines Inhaltes verschaffen können. Was bringt den Fürchtenden oder Begehrenden außer Fassung? Nach Kießling die Erscheinung des gefürchteten oder begehrten Gegenstandes. Ganz richtig. Aber was ich fürchte, kann doch auch durch einen Glücksfall beseitigt, was ich begehre, durch eine ungünstige Wendung des Geschickes mir entzogen werden. Ein Ehrsüchtiger strebt nach dem Konsulat. Was ihn exterret wäre dann nach Kießling seine Wahl zum Konsul. Er kann jedoch bei der Wahl auch durchfallen — bringt ihn das vielleicht nicht aus der Fassung? Man vergesse doch nicht, daß in dem Verse nicht etwa von einem bestimmten homo cupiens, sondern von der ganzen Gattung, von der cupiditas ganz allgemein und überhaupt die Rede ist, und folglich ist es zu wenig, wenn man sagt: den Begehrenden bringt der Erfolg außer sich, nein, auch der Mißerfolg hat diese Wirkung, wofür z. B. Catilina den Beweis liefert. Für die Bedeutung von species an unserer Stelle sei daher folgendes festgestellt: das Wort bezeichnet das Erscheinen eines Gutes oder Übels. Aber das Gut braucht nicht immer dem Begehrenden, das Übel nicht immer dem Fürchtenden zu Teil werden, sondern entweder ist es so, oder es ist gerade umgekehrt. Auf alle diese denkbaren Fälle muß bei der Allgemeinheit des Gedankes exterret bezogen werden können, und dem ist so, wenn wir übersetzen: die Erscheinung irgend eines der Gegenstände, wie sie gefürchtet oder begehrt werden, bringt beide außer Fassung. — Seines alle Möglichkeiten umfassenden Sinnes wird ferner der Vers auch dann beraubt, wenn wir erklären: das plötzliche Eintreten des gefürchteten oder begehrten Gegenstandes (Kießling) oder: ein unerwarteter Gegenstand der Begierde oder Furcht bringt den cupiens und timens außer Fassung (Krüger). Das ist wieder Beschränkung auf einen speziellen Fall, die dem Gedanken seine Allgemeingültigkeit und damit zugleich alle Kraft entzieht. Wenn der Ehrsüchtige erreicht, was er begehrt, aber nicht plötzlich (und das ist sogar das Wahrscheinlichere, da er ja den Gegenstand seiner Begierde voll gespannter Erwartung beständig im Auge hat, z. B. seine Wahl zum Konsul), dann ist er wohl nicht erregt, dann ist wohl alles in bester Ordnung? Darf der Vers dieser Annahme Raum lassen? Oder warum soll denn nur Unerwartetes außer Fassung setzen? Wenn der Ehrsüchtige, der sich auf das Konsulat gespitzt hat, durchfällt, so ist ihm das unerwartet und bringt ihn aus der Fassung, unstreitig. Aber wenn er nun wirklich gewählt wird, wenn er also erreicht, was er lange vorher mit Ungeduld erwartet hat, hat das auf ihn, den der Ehrgeiz plagt, nicht dieselbe aufregende Wirkung? Die Stimmung ist natürlich in beiden Fällen verschieden, aber Aufregung ist in beiden in gleicher Weise da. Die Berufung auf Ciceros omnia repentina graviora u. dgl. hilft hier also nichts; an sich ist dieser Ausspruch ja richtig, Plötzliches mag noch mehr außer Fassung bringen als Nicht-Plötzliches,

---

Bilder der Maßlosigkeit, also durch einen negativen Beweis, bekräftigt und veranschaulicht. Daß der ironische Ton dieses zweiten Teiles in den Aufforderungen ergo repetas, omittas etc. seinen Höhepunkt erreicht, sollte man endlich einsehen, um den Zusammenhang beider Teile, der so einfach wie nur möglich ist, zu begreifen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber aus der Fassung bringt den timens und cupiens auch dieses, ob etwas mehr oder weniger, das hat mit der Erklärung des Verses gar nichts zu thun. Es ist also wiederum ein mattes Zuwenig, wenn man sagt: Das Plötzliche resp. Unerwartetes bringt den Fürchtenden oder Begehrenden außer Fassung, nein, auch das Nicht-Plötzliche und Erwartete hat diese Wirkung*). Plötzlich oder nicht, unerwartet oder nicht, jede Erscheinung eines ihrer vermeintlichen Güter oder Übel bringt sie außer Fassung. Es sei daher zweitens auch dieses festgestellt: mit improvisa species kann weder das plötzliche Eintreten des Erwarteten, noch das Eintreten von etwas Unerwartetem gemeint sein.

Was bedeutet nun aber der Ausdruck? — Die Participia provisum und improvisum werden, so weit ich sehe, im Lexikon und sonst überall mit vorhergesehen, nicht vorhergesehen übersetzt und das ist ja auch die sich von selbst ergebende Deutung. Ich bezweifle jedoch, daß sie überall ausreicht. Jedenfalls wird unter der bekannten provisio animi, die der Stoicismus dem Weisen zuschreibt, dem Thoren aber abspricht, nicht die Gabe verstanden, etwas vorherzusehen (ein Prophet ist der Weise nicht), sondern die Gewohnheit, sich gegen die Zufälle des Geschickes vorzusehen, nicht in dem Sinne, daß man ihnen auszuweichen sucht, sondern in dem, daß man ihrem Anprall vorbeugt, indem man mit vorausschauendem Blicke allen Eventualitäten der Zukunft in gefaßter Ruhe entgegensieht. Provisio animi ist philosophische Vorbereitung, d. h. eine solche Seelenstimmung, daß man sich mit allen menschlichen Geschicken schon vor ihrem Eintritt innerlich abgefunden, mit ihnen vertraut gemacht hat. Demgemäß kann eine species improvisa

*) Nun soll vollends simul auch noch = simulac sein. Damit läuft bei Kießling in Verbindung mit seiner Erklärung von pavor zu V. 9 der Gedanke darauf hinaus: Gemütserschütterung findet statt, sobald die species außer Fassung setzt — die reine Tautologie; dazu kommt noch utrobique im Vordersatz neben utrumque im Nachsatz, also die Erregung tritt für beide ein, sobald die species beide in Erregung versetzt, eine ans Komische streifende Logik. Zu was für geschraubten und verworrenen Deutungen diese Gleichsetzung von simul = simulac geführt hat, zeigt Schütz, der sie beibehalten und trotzdem der erwähnten Tautologie aus dem Wege gehen möchte. Bringt man seine Einzelbemerkungen in Zusammenhang, so verläuft der ganze Vorgang in folgenden drei Stufen. Erstens: plötzlich und unverhofft tritt eines der sogenannten, in Wahrheit nur eingebildeten Güter oder Übel ein. Zweitens: sobald das geschieht, wird man aus seiner bisherigen Seelenruhe aufgeschreckt, denn das Unverhoffte und Plötzliche ist am ersten geeignet, die gravitas und constantia zu erschüttern. Drittens: erst weiterhin folgt dann eine die Besinnung raubende Zaghaftigkeit und zwar auch bei eingetretenem Glück, weil sich sogleich die Furcht es zu verlieren, einstellt. Gegen das dritte Stadium dieses komplicierten Verlaufes ist einzuwenden: wie stimmt es zusammen, daß die Zaghaftigkeit „erst weiterhin" folgt, während sie doch als Furcht vor Verlust sich „sogleich" einstellen soll? Und wenn es auch vorkommen mag, daß in dem Augenblicke eines Glücksfalles jene Furcht sofort sich einstellt, so ist es doch mindestens eben so leicht denkbar, daß er zunächst und vor allen Dingen von dem Gefühle einer ungemischten Freudigkeit begleitet ist. Sollte dann aber die genannte Furcht sich wirklich einstellen, so ist es jedenfalls eine kühne Behauptung, daß man dabei gleich seine Besinnung verliert. Aber das alles ist nur Nebensache.

Ich frage: wer ist es denn eigentlich, der hier nach Stadium zwei aus seiner „bisherigen Seelenruhe" aufgeschreckt wird? der timens oder cupiens. So haben sie also, ehe sie aufgeschreckt werden, in aller Seelenruhe, in voller constantia und gravitas gefürchtet oder begehrt? Man sieht: mit den Erklärungen von Schütz ist gar nichts anzufangen, ebensowenig als mit der von Schmid: sobald eine unerwartete Erscheinung, ein nicht vorhergesehener Gegenstand der Furcht oder Begierde beide erschüttert, so folgt darauf für beide heftige Gemütsbewegung, durch Begierde oder Furcht erregt. Das verstehe, wer da will, ganz abgesehen von der erwähnten Tautologie und bedenklichen Logik. Mit vollem Rechte erklären daher Krüger und Döderlein simul als modales Adverbium = pariter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zweierlei sein. Im gewöhnlichen Sinne ist sie eine unvorhergesehene (unerwartete, plötzliche) Erscheinung, im philosophischen Sinne eine Erscheinung, auf die ich nicht innerlich vorbereitet, auf die ich nicht gefaßt bin. Der Weise ist auf alles gefaßt, für ihn ist jede species eine provisa, auch die, die er nicht vorhergesehen d. h. nicht erwartet hat. Der Thor ist auf nichts gefaßt, für ihn ist jede species eine improvisa, auch die, die er vorhergesehen d. h. erwartet hat. Den Weisen überrascht, überfällt nichts, auch nicht das Plötzliche, Unerwartete, den Thoren überrascht, überfällt alles, auch das lange vorher Erwartete. Als Anaxagoras (Cic. Tusc. III, 14) den Tod eines Sohnes erfuhr, sprach er das gelassene Wort: sciebam me genuisse mortalem. Vorhergesehen hatte er diesen Unglücksfall nicht, insofern war er für ihn eine species improvisa, eine unerwartete, plötzliche Erscheinung, die ihn hätte überraschen und aus der Fassung bringen müssen. Im anderen Sinne aber war für ihn, den Weisen, der Fall keine species improvisa, insofern er vermöge seiner provisio animi auf alles, auch das Unerwartete und Plötzliche, gefaßt war. Daher seine ruhige Gelassenheit beim Empfang der Trauerbotschaft. Indem ich also improvisa nicht in dem gewöhnlichen, sondern philosophischen Sinne fasse, erkläre ich die hier behandelte Stelle so: improvisa ist kausale Prädikatsbestimmung = cum improvisa sit, ἀπρονόητος οὖσα, und ich übersetze: als eine, auf die man sich vorher nicht gefaßt gemacht hat, bringt die Erscheinung irgend eines Gutes oder Übels beide, nämlich den Fürchtenden und den Begehrenden, in gleicher Weise außer Fassung. Erst so gewinnt der Gedanke erstens die in den bisherigen Erklärungen vermißte Anwendbarkeit auf alle denkbaren Einzelfälle und zweitens ist er auch richtig und verständlich, denn Mangel an Fassung ist eben Begriff und Wesen der Furcht und Begierde. Fürchten und begierig sein heißt, dem Eintritt einer zukünftigen Erscheinung ohne ruhige Fassung entgegensehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf